

Recht, was wohl die Wurzeln dieses Antijudaismus gewesen waren. Da Motive persönlicher Art ausscheiden, liegt die Vermutung nahe, daß diese Gefühle des Mannes, der sich zeitlebens als »orthodoxer Katholik« betrachtete, ihren Nährboden in der Kirche fanden, mit deren Theologen und Würdenträgern Erasmus von Jugend auf eng befreundet war. Wie viele seiner Briefe bezeugen, war für ihn »Judentum« identisch mit »Pharisäertum« – im Zerrbild der kirchlichen Anschauung, die leider bis heute noch da und dort weiterlebt –, also als Inbegriff des geistlosen Formalismus, des »tötenden Buchstabens«, der minuziösen Beobachtung inhaltsleerer gewordenen, veralteter Zeremonien.

Im berühmten Schriftenstreit stand Erasmus eindeutig auf Reuchlins Seite und prangerte den Konvertiten Pfefferkorn als »Pestkorn« an: »Er hätte doch nur völlig Jude bleiben sollen, oder wie er an seiner Vorhaut beschnitten sei, auch an seiner Zunge und beiden Händen beschnitten werden sollen...« Dennoch wurde Reuchlins Sache, in der Verteidigung jüdischen Wissens und jüdischer Literatur, nie ganz zum Anliegen von Erasmus. Ob sein Mißerfolg beim Studium der hebräischen Sprache – »ista hebraica«, also »dieses Hebräisch« nennt er es abfällig – einer der Gründe seiner Verachtung für die Juden war, bleibt eine offene Frage für Psychologen und Historiker. Auf alle Fälle gibt er schon 1504, also zwei Jahre vor dem Erscheinen von Reuchlins hebräischem Lehrbuch, zu: »Ich hatte auch begonnen, Hebräisch zu lernen, aber durch die Fremdartigkeit der Sprache abgeschreckt, habe ich es aufgegeben, auch weil weder Alter noch Begabung des Menschen zur Aneignung von vielerlei Dingen in gleicher Weise zu genügen vermögen.«

Daß er das, was er im Original weder lesen noch verstehen konnte, dennoch bis zum Marcionismus hassen konnte, beweist eine Stelle aus seinem Brief an Johannes Caesarius vom 3. November 1517:

»Ich würde es vorziehen, sogar das ganze Alte Testament vernichten, als wegen der Judenbücher die Eintracht der Christenheit stören zu lassen...«

Diese kurze Schrift von Guido Kisch muß heute gelesen werden, um endlich einmal zu verstehen, wie weit, wie tief und wie lange die kollektive Verteufelung der Juden sogar in den führenden Kreisen der Kirche vorherrschen konnte.

Pinchas Lapide, Jerusalem/Köln

PINCHAS E. LAPIDE: Jesus in Israel. (Wahrheit und Wagnis – Eine Schriftenreihe herausgegeben von Fritz Mybes.) Übersetzung aus dem Englischen von Ursula Bohn. Mit einem Vorwort von Heinz Kremers. Gladbeck 1970. Schriftenmissions-Verlag. 108 Seiten.

Pinchas E. Lapide ist Gelehrter, Diplomat und Politiker im Staatsdienst in einem. So ist er seit 1965 stellvertretender Leiter des Staatlichen Presseamtes in Israel; im Juli 1970 wurde er vom Internationalen Schutzverband Deutschsprachiger Schriftsteller in Zürich als Israel-Vertreter in den Vorstand gewählt. Seit 1951 ist der Lebensweg des 1922 in Kanada Geborenen gekennzeichnet von wichtigen Funktionen zumeist *vermittelnder* Art, die ihm übertragen wurden. – Diese wenigen Worte »zur Person« sollen nachdrücklich deutlich machen, daß wir es bei den Äußerungen von Pinchas E. Lapide nicht mit irgendeiner Stimme aus Israel, auch nicht mit der bloßen Privatmeinung eines Gelehrten, zu tun haben. Aufmerksamkeit und Verantwortungsbewußtsein sind daher in ganz besonderer Weise auf den Plan gerufen. Die nach allen Darstellungen,

Berichten und Auskünften überaus sympathische Persönlichkeit der Verfassers erlaubt es gewiß, um der Gemeinsamkeit der Zukunft von Juden und Christen willen zuweilen auch kritische Gedanken zu äußern, wo dies geboten erscheint.

Das Büchlein gliedert sich zunächst einmal in drei Teile, deren erster unter der Überschrift »Jesus in der israelischen Literatur« steht (Seite 13–35; dieser Abschnitt ist also bedeutend länger, als die im Inhaltsverzeichnis verdruckte Seitenzahl auf den ersten Blick annehmen läßt). Dieser erste Teil besticht durch eine knappe und überaus klare Darlegung, deren Ertrag der christliche Leser – gerade bei aller Unterschiedlichkeit von Auffassungen und Beurteilungen – nur mit größter Dankbarkeit sich vergegenwärtigen kann. Selbstverständlich: der wirklich denkende und gebildete christliche Leser erwartet nicht, daß der jüdische Gelehrte, Philosoph, Schriftsteller oder Künstler zum guten Ende eben doch in den für das christliche Denken typisch gewordenen Glaubens- und (oder) Bekenntnisformen über Person, Gestalt und Werk Jesu von Nazareth rede. Mehr als nur das: es läßt sich bezweifeln, ob der Jude dem Christen gerade heute damit einen guten Dienst erweisen würde! Für den denkenden Christen kann es niemals darum gehen, den Juden »vereinnahmen« zu wollen. Allerdings: umgekehrt wird dasselbe gelten müssen. Hier also möchte man einen Mann wie Pinchas Lapide ermutigen – vielleicht mehr, als er selbst dies für möglich hält! Eben aus diesem Grunde ist aber, und das sei schon zum ersten Teil kritisch vermerkt, wirklich nicht recht zu verstehen, warum der Verfasser diesen so gut und ansprechend geschriebenen Abschnitt mit einer eigenartig anmutenden Bemerkung über einige moderne christliche Theologen (er nennt Bonhoeffer, Tillich, Ebeling und Bultmann) beenden zu müssen meint (S. 35).

Sehr sachlich-offen und (deswegen!) überaus sympathisch wirkt der zweite Teil des Büchleins, der in der Einleitung von Lapide unter der Überschrift »Die Ökumene in Jerusalem« vorgestellt wird (S. 12); diese Formulierung scheint uns glücklicher als jene in der Ausführung, bei der von »Ökumenismus« die Rede ist (vgl. S. 6 und 36). Doch das sind Kleinigkeiten. Die dahinterstehende Wirklichkeit ist ebenso erfreulich wie zukunftsbedeutsam. Dabei sollte man die Arbeit von Pinchas Lapide, der bescheiden hinter die Sache tritt, für die er sich doch mit allen Kräften so persönlich einsetzt, mit besonderer Anerkennung bedenken.

Der dritte Teil ist gewiß der ungleich schwierigste: »Eines Israeli Einführung in das Christentum«, so lautet seine Überschrift. Auch hier möchte man den Verfasser zunächst einmal da ermutigen, wo er selbst es vielleicht am wenigsten erwartet: in einer »offiziellen« Unterweisung für (vor allem wohl junge) Israelis im Rahmen von Volkshochschulen und Erwachsenenbildung soll die bisherige Geschichte des Christentums mit aller nur wünschenswerten Klarheit als das gezeigt werden, was sie war und ist. Darin könnte gerade ein wesentlicher Faktor weltöffentlicher Meinungsbildung zum Zuge kommen, welcher jenen Christen aller Konfessionen, die sich um eine wesentliche Verchristlichung dieses überkommenen Christentums bemühen, letztlich nur helfen kann. Der nicht ganz Unerfahrene spürt an vielen, anscheinend unbedeutenden Stellen dieses Abschnitts die Treffsicherheit des Diplomaten und Gelehrten Lapide, der weiß, wo treibende Faktoren sich verbergen und wie sie sich der Erfassung und dem tieferen Erkennen entziehen. Auch hier ist seine schonungslose Offenheit, sei sie nun wirklich für jeden Leser offen oder wenig-

stens in gewissen konkreten Andeutungen offenbar gemacht, ebenso erfrischend wie zukunftssträchtig. Gerade aber weil Lapide beispielsweise die katholische Kirche als »die älteste politische Organisation auf der Erde« (S. 73) erkennt und weiß, was das in verschiedensten Hinsichten bedeutet, wird man sich fragen, warum er »Kirche« (jedenfalls soweit es sich um die katholische geht) so stark von den Seiten des Organisationsmäßigen, des Verwaltungstechnischen und des Politisch-rechtlichen her erklärt. Freilich ist solches für das Verständnis in einem gewissen Rahmen unerlässlich, namentlich was die Geschichte – eine hoffentlich mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil mindestens in die Endphase eingetretene Geschichte – anbelangt. Und trotzdem ist »Kirche«, auch in der Vergangenheit, nie nur Macht, Verwaltung, Institution, Organisation, Apparat und Hierarchie gewesen – mögen auch jene, welche die Macht der Institution innehatten, sie und damit sich selbst lange Zeit so verstanden haben, ja sich heute noch so verstehen. Eines muß aber mit ganzer Deutlichkeit dazu gesagt werden: es ist zweifelhaft, wem man hilft und wem man letzten Endes dient, so man »Kirche« auch heute noch jenen, die sie nicht kennen, aber kennenlernen sollen und wollen, mit einer so großen Ausschließlichkeit in den Perspektiven des Institutionellen und Organisatorischen darstellt. Aus diesen Erwägungen können wir unserem Autor nicht folgen, wenn er auf kurzen und vielfach kostbaren Seiten (immerhin ist »Eines Israeli Einführung in das Christentum«, wie bereits gesagt, ein geradezu offizieller Text!) fast alle Information auf die institutionell-organisatorische Seite der römisch-katholischen Kirche verwendet, während die lebensmäßige und theologische Entwicklung, angefangen von der Praxis des einfachen Gläubigen bis zu dem oft leidvollen Kampf des gelehrten Theologen in dieser Kirche hoffnungslos übergegangen werden.

Unser bisheriges Interesse am dritten Teil galt vornehmlich dessen viertem Punkt: *Die katholische Kirche* (S. 73 bis 80), die einleitenden Bemerkungen, in welchen wir der oft scharfen, aber erfrischenden Kritik des Verfassers mit unverhüllter Sympathie gegenübertraten, bezogen sich auf Punkt drei: *Das Christentum unter den Heiden* (S. 64 bis 72). Wir möchten uns noch in Kürze mit den beiden ersten und in vieler Hinsicht wichtigsten Punkten beschäftigen. Sie sind überschrieben *Die Nazarener* und *Von Saulus zu Paulus* (S. 49–58 und 58–64). Daß Paulus in jüdischer Sicht schlecht wegkommt, das ist wohl verständlich, zeugt aber letzten Endes von einer ähnlichen Enge des Verstehens, wie es sonst meist umgekehrt, nämlich von der jüdischen Seite der christlichen, als Mangel vorgeworfen wird. Solches bringt uns keinen Schritt voran. Die Lösung würde heißen können: geistige Überzeugungen – auch sich wandelnde – müssen *auch im Prozeß des Wandels anerkannt* werden. Solange wir solches nicht erreichen, befinden wir uns im Vorstadium eines würdigen menschlichen Daseins: alle übrigen Ausweise tragen nicht ein, was hier erst noch erarbeitet und vielleicht allseits erst noch erkämpft werden muß. Und zum anderen: nur eine konsequente wissenschaftliche Erhellung des gesamten Hintergrundes urchristlicher (und jüdischer!) Mission mit allen Mitteln und Methoden wird die echte und allseitige Verstehensbreite schaffen können, welche es uns erlaubt, genügend zu differenzieren. Und gewiß werden Licht und Schatten nach allen Seiten fallen! Schon das, was eine überaus kritische neutestamentliche Wissenschaft bis jetzt erarbeitet hat, läßt uns aber erkennen, daß paulinische Gedankenwelt, Theologie und Mission nicht einfach zu be-

urteilen, und erst recht nicht abzuurteilen sind. – Daß im übrigen auch der hier in Frage stehende Punkt der Darlegungen von Lapide treffende Beobachtungen enthält, sei keineswegs in Abrede gestellt.

Bleibt noch der erste Punkt des dritten Teils: *Die Nazarener*. Hier steht besonders die Jesus-Frage zur Diskussion. Wiederum zeigt sich mit ganzer Deutlichkeit, wie sehr wir auf eine kritische Wissenschaftlichkeit angewiesen sind, so wir als Juden *und* als Christen eine gemeinsame Ebene des Verstehens erreichen wollen. Dieses Verstehen schließt dann die Verschiedenheit des »Bekenntnisses« nicht aus, sondern erlaubt es – aber eben *als Bekenntnis!* Was uns hier von Lapide trennt, ist nicht das, was in den Raum des Bekenntnisses gehört: solches ist selbstverständlich und nicht anders zu erwarten! Vielmehr müßte eine gemeinsame Ebene historisch-kritischen Beurteilens gefunden werden. *Und das müßte heute möglich sein!* Sätze wie: »Seine (nämlich: Jesu) Lehren waren nicht übermäßig originell, aber er stellte sie auf eine neue Art dar, beseelt von vielen Gleichnissen von eindrucklicher Schönheit« (S. 51), oder »Die Hauptstärke Jesu lag in seiner ethischen Predigt, die ihm wichtiger war als alle anderen Sphären des menschlichen Lebens« (S. 57), oder: »Seine (Jesu) Überbetonung der Ethik führte den Nazarener dazu, moralische Ideale aufzustellen, die nur Priester, Einsiedler und Heilige zu befolgen imstande waren. Askese konnte niemals ein nationales Ziel werden...« (ebenda), zeigen nur zu deutlich, wohin man kommt, wenn man die Einsichten moderner neutestamentlicher Wissenschaft nicht akzeptiert und an nahezu einem Jahrhundert innerchristlicher, teilweise mit größter Unerbittlichkeit geführter Diskussion um »die Predigt Jesu« vorbeigeht. Erinnert sei nur an die Publikation von Ulrich Luck, *Die Vollkommenheitsforderung der Bergpredigt*, München 1968 (vgl. die Besprechung von R. Pesch, FR XXI, Nr. 77/80, S. 94), sie unterrichtet heute beispielsweise einfach und gut über den Stand der Verhandlung wichtiger »Texte«, in denen Jesu Predigt und Forderung ihren (späteren und demgemäßen) Niederschlag fand. Doch genug! Zum Schluß sei noch einmal mit Deutlichkeit gesagt: das Unternehmen dieses Büchleins insgesamt ist natürlich sehr zu begrüßen; die Absicht des Verfassers über jeden Zweifel erhaben. Die gewählten Wege und Mittel und die zu Tage kommenden Auskünfte freilich müßten noch präzisiert und verbessert werden. Aber das Gespräch muß, auch auf dieser Ebene, erst in Gang kommen. Deshalb ist unser Dank an den Verfasser, gerade bei aller deutlich gewordenen Verschiedenheit, aufrichtig und herzlich.

O. K.

JOHN M. OESTERREICHER (Hrsg.): *The Bridge. A Yearbook of Judaeo-Christian Studies*, Vol V. New York 1970. Herder & Herder. 350 Seiten.

Zum fünften Jahrestag der Verkündung der »Juden-erklärung« legt das Institut für Jüdisch-Christliche Studien an der Seton Hall Universität in South Orange, New Jersey, den Band V vor. Der besondere Untertitel des Bandes ist »BROTHERS IN HOPE«, »Brüder in der Hoffnung«.

Prälat George C. Higgins, der bekannte Sachverständige für Gewerkschaftsfragen und Probleme des Städtewesens in der U. S. Catholic Conference und langjährige Teilnehmer am jüdisch-christlichen Gespräch, bemerkt in einer Vorbesprechung des Buches, daß seit dem Sechstagekrieg im Nahen Osten viele Katholiken und Juden, besonders in Amerika, Zweifel darüber geäußert haben, ob es über-